

Aurore.

Episode aus der Kindheit einer großen Dichterin. Dem Französischen nach erzählt von Justine Rohlfeld.

In seinem herrlichen Palast zu Madrid saß Marschall Murat am Schreibtisch. Seine Hände waren mit dem Ordnen mittelalterlicher Schriften beschäftigt.

„Kapitän Dupin!“ rief er plötzlich, ohne die Augen zu erheben.

Eine Gruppe Offiziere stand in einiger Entfernung von ihm — seiner Befehle gewärtig.

„Nun, Hauptmann Dupin! Ist er nicht da?“

Die Stimme des „Prinzen“, wie man ihn seit seiner küniglich erfolgten Abhebung nannte, klang schon ein wenig gereizt.

Ein Stricken von Waffen und Sporen, ein leichtes Gemurmel war die Antwort; jeder spähte nach dem gerufenen Offizier aus; sein Name flog von Mund zu Mund, von Gemach zu Gemach; er drang in alle Räume des weitläufigen Schlosses, in alle Wohnungen, deren Türen der herrschenden Hitze wegen offen standen. Er erreichte auch den Kapitän Dupin, der ihm, so rasch er konnte, Folge leistete.

Der Kapitän wußte, wie jeder in Murats Armee, daß der Marschall im Dienste keinen Spaß verstand, daß er die geringste Nachlässigkeit mit rückwärtsloser Strenge bestrafte.

Murat warf, nachdem er den Kapitän zum zweitenmal gerufen, einen strengen Blick auf die ihn umgebenden Offiziere. Er unterdrückte seinen Lärm und schrie mit scheinbar gelassener Ruhe weiter. Welche dem Offizier aber, wenn er seinen Namen ein drittes Mal hätte rufen müssen!

Gerade noch zur rechten Zeit trat der Kapitän vor den Marschall.

Dupin war ein liebenswürdiger Mann von etwa achtundzwanzig Jahren, ein vorzüglicher Soldat, ein trefflicher Kamerad, geschätzt von seinen Vorgesetzten, beliebt bei den Gleichgestellten, verehrt von seinen Untergebenen.

Seit ungefähr einer Woche war eine merkwürdige Veränderung in dem Wesen des Offiziers wahrzunehmen; er schien zerschmettert, im Dienste manchmal fast nachlässig, wie einer, der im Wachen träumt.

„Wo waren Sie, Kapitän?“ fragte Murat in strengem Tone, als er ihn so erregt und außer Atem ankommen sah.

„Im Palais, Marschall.“

„Das genügt nicht. Sie haben hier zu sein — in meiner Nähe,“ brummte der Prinz.

Der Offizier schwieg.

Der Marschall wandte sich um. Den Kapitän von der Seite ansehend, rief er ihm zu: „Wiedrigen merke ich schon seit einigen Tagen, daß Sie nicht bei der Sache sind. Sie sehen nicht aus wie einer, der seinen Dienst versteht. Ihre Gedanken weilen ganz wo anders. Was hat das zu bedeuten?“

„C. nichts, Marschall.“

„Und die Familie, deren Angelegenheiten Sie so in Anspruch nehmen, wohnt die auch hier im Palais?“

Dupin erwiderte, ohne eine Antwort zu geben.

„Nun!“ fuhr der Marschall fort, „also haben Sie diese Familie hier im Hause? — Nur heraus mit der Sprache! Sie wissen, ich liebe Offenheit und Vertrauen.“

Murat sprach diese Worte in einem Tone, der zwischen Strenge und Milde schwante. Strenge war am Platze, da man ja in Feindesland stand; durch Milde strebte der General sich die Zuneigung und das Vertrauen seiner Offiziere zu sichern.

Man schrieb das Jahr 1808 und Marschall Murat, den Napoleon nach Spanien geschickt hatte, um hier der ausgebrochenen Unruhen Herr zu werden, schmeichelte sich mit dem Gedanken, noch König dieses Landes zu werden. Er glaubte nicht, daß er dem großen Kaiser nicht mehr war, als das geeignete Instrument, Ordnung zu schaffen für den in Geheimen längst bestimmten neuen König: Josef, den Bruder des Kaisers.

„Nun!“ wiederholte Murat nach einer kleinen Weile.

„Was mir zuweilen Sorge macht, mein Prinz, ist ein Kind ... mein Kind, das ... das hier im Palais wohnt“, summelte der Offizier verlegen.

Kind nun einmal da ist, mag es auch bleiben, aber —

Der junge Mann erhob seine mit Dank erfüllten Augen zu Murat, daß dieser innehielt.

„Über ich darf es nie zu Gesicht bekommen,“ sagte der Marschall fort, „und seine Anwesenheit darf Sie in der Erfüllung Ihrer Pflichten nicht im geringsten hindern! Das wäre schön, wenn jeder von uns seine Nachkommenschaft mit aufs Schlachtfeld nehmen würde. — Warten Sie, hier ist eine dringende Ordronanz auszufertigen. Trachten Sie so rasch wie möglich wieder zurück zu sein.“ Damit übergab er dem Kapitän ein Schriftstück.

Der Offizier grüßte und ging. Er hatte seinem Vorgesetzten nicht alles anvertraut, was ihm am Herzen lag. Den Hauptgrund seiner Zerknirschtheit hatte er verschwiegen. Das Palais des Prinzen barg nämlich nicht nur ein so kleines Kind, sondern auch dessen junge Mutter, die ihm vor einigen Tagen zu seiner Lieberachtung nachgekommen war.

Sehnsucht nach ihrem Gatten, die Furcht, daß er in diesem Kriege fallen, sie ihn nie wiedersehen könnte, hatte sie alle Beschwerden und Gefahren der Reise von Paris nach Madrid auf sich nehmen lassen. Es war ein großes Wagnis der jungen Mutter, zu solcher Zeit, unter solchen Umständen mit einem kleinen Kinde diese Reise auszuführen — aber was tut sehnsüchtige Liebe nicht!

Als Dupin seine Gattin nach längerer Trennung so unvermutet wieder in seine Arme schloß, da war es doch nur ein kurzer Augenblick, den er sich des Glückes freuen konnte; dann kam die niederschmetternde Erkenntnis über ihn, daß es eigentlich seine Pflicht wäre, Mutter und Kind wieder heimzuführen — wie aber hätte er das über sich bringen können!

So warmherzig sich der Marschall auch gezeigt hatte, als er dem Kapitän bewilligte, das Kind im Palais behalten zu dürfen — innerlich hatte er doch einen gewissen Groll gegen den jungen Offizier, der mehr den Vater herauslehrte, als es nach seiner Anschauung in die Zeit und in die Verhältnisse gepaßt hätte. Die Befehle, die er Dupin gab, klangen härter und knapper, als es früher des Marschalls Art gewesen.

Da — einige Wochen nach jenem Tage, an dem Murat hinter Dupins Geheimnis gekommen war, befand sich der Marschall in einer so rosigten Laune, daß es allen Offizieren auffiel. In dieser Stimmung redete er den Kapitän freundlich an:

„Nun, Kapitän, was macht Ihre Nachkommenschaft? Wie befindet sich Ihr Kind? Haben Sie es noch immer hier?“

„Ich danke, mein Marschall,“ gab Dupin erfreut zurück, „das Kind befindet sich im Palais und ist frisch und munter.“

„Könnte man es einmal sehen?“

„Wenn ich es holen darf —“

„Also vorwärts, Dupin! Her mit dem Wunderkind!“

Der beglückte Vater eilte in sein Quätier und nach wenigen Minuten stellte er einen schmunzelnden, kleinen Soldaten in großer Paradeuniform dem Marschall vor.

Er hatte es längst vorausgesehen, gewöhnlich und erhofft, daß der Marschall, obwohl er an jenem Tage das Gegenteil gesagt hatte, eines Tages doch Lust bekommen würde, das Kind zu sehen. Schließlich hätte auch ein Zufall diese Begegnung herbeiführen können. Damit das Kind des Marschalls Herz gewann, hatte Dupin ihm eine gar prächtige Uniform verschafft. Mit Goldstickerei war darauf nicht gespart worden; ein ungarischer Pelz über die Schultern, ein niedlicher Säbel, der mit der Spitze die roten marokkanischen Schuhe berührte, vervollständigte die Pracht dieses Kostüms.

Der schmunzelnde Soldat war kaum vor dem Marschall erschienen, als dieser auch schon die zärtlichsten Gefühle empfand für den kleinen strahlenden Krieger mit den offenen blauen Augen, aus denen Freude und Stolz sprachen.

Es dauerte keine halbe Minute, bis Murat den Miniatursoldaten emporhob, auf sein Knie setzte und ihn darauf „reiten“ ließ. Der Knirps konnte keine Angst, war so wider und selbstbewußt, daß Murat ihm die glänzendste Zukunft als Reiteroffizier voraussagen konnte:

„Wenn du einmal groß bist,“ sprach er, „werde ich dich in meine Dienste nehmen, du wirst dann an meiner Seite kämpfen und ein ruhmvoller Krieger werden.“

„Jawohl, Prinz Janfouinet,“ rief das Kind begeistert.

„Prinz Janfouinet!“

Murats Jüge verdrückten sich. Sollte dies etwa ein Spottname sein, den ihm dieser unschuldige Kindermund offerierte?

„Warum nennst du mich denn Prinz Janfouinet?“ forschte er.

„Weil“, sprach er, „beharre Murat.“

„Weil du all den Prinzen, die in den Märschen vorkommen, Prinz Janfouinet der Schöne ist.“

„Oh, oh!“ Murat konnte ein be-

friedigtes Lächeln über diese unschuldige Schmeichelei, die ihm sichtlich wohlthat, nicht unterdrücken.

„Du findest also, ich sehe ihm ähnlich?“ fragte er.

„Ja.“

„Blödsinn!“ sagte das Kind schüchtern sein Köpfchen, als schämte es sich, diesen Anspruch getan zu haben.

Murat, der sehr bewegt war, wollte diese Verlegenheit verschweigen.

„Und wie heißt denn du?“

„Aurore.“

„Prinzessin Aurore zweifellos.“

„Nein, Prinzessin nicht.“

„Aurore, das ist wohl auch ein Name aus den Märchen. Ein kleiner Knabe heißt doch nicht so?“

„Ich bin kein kleiner Knabe.“

„Was bist du denn, ein Herr?“

„Nein, ich bin ein kleines Mädchen.“

„Nicht möglich.“

„Doch, es ist wahr, fragen Sie nur die Mama.“

„Das ist etwas umständlich! Ich kann jetzt nicht nach Paris fahren, um deine Mama zu sprechen!“

„Mama ist doch nicht in Paris.“

„Wo denn?“

„Hier im Palais — oben — bei uns!“

Murat warf einen überraschten und nicht gerade freundlichen Blick auf Dupin, der ihm also doch nicht die ganze Wahrheit gesagt hatte! Jetzt wollte der Kapitän es nachholen, aber Murat gab ihm ein Zeichen zu schweigen, denn Aurore hatte angefangen, dem Marschall einen ganzen Reibrecht zu erzählen, wie sie mit ihrer Mutter von Paris nach Madrid gekommen war.

Das hörte sich nun für Murat wohl sehr lustig an; aber der arme Kapitän stand wie auf Nadeln — in welche Verlegenheit würde dieser unschuldige Kindermund ihn wohl noch bringen!

Aber Aurore erzählte glücklicherweise nur solche Dinge, die anzuhören dem Marschall sichtlich Vergnügen bereiteten.

Von dem großen Wagen berichtete Aurore, in dem sie die weite Reise zurückgelegt, vor den jeden Tag andere Pferde gespannt waren, von den Wägen, die ihnen bei der Fahrt über die Pyrenäen gar argen Schreck einjagten; von der Königin von Spanien, der sie begegnete, als sie aus dem Lande floh; von dem Schreckensmorgen, den sie in einer der letzten Nachtstationen zu überleben hatten. Sie übernachteten in einem Gasthose und wurden des Morgens durch ein fürchterliches Schreien geweckt. Die Mutter meinte, es würde jemand ermordet, sie stürzte aus dem sie beengenden Zimmer auf den Hof und kam gerade recht, um zu sehen, daß der Wirt ein paar Schweine schlachtete; die hatten so entsetzlich geföhren.

„Jetzt wohnen wir oben,“ schloß Aurore ihren Bericht, „es ist wohl im letzten Stock, aber doch sehr schön. Und die Wände unseres Zimmers sind mit Seide bespannt. Und ein Spiegel ist dort, der ist so groß, daß man sich ganz darin sehen kann. Und viele, viele Spielsachen habe ich auch!“ Dabei klatschte das Kind glücklich in die Hände.

Die Heimkehr.

Erzählung von Walter E. Grogan.

Ein Seemann ging die Dorfstraße von St. Basfall entlang. Es war um die heiße Mittagsstunde. Vor dem Schulhaus standen zwei Kinder und sahen voll unbeherrhter Freude in das leere Klassenzimmer, aus dem sie eben entlassen worden waren. Der Seemann pfiff und hielt zwei Geldstücke in die Höhe. Sie liefen auf ihn zu und streckten ihre schmutzigen Hände danach aus.

„Wie sagt Ihr?“ fragte er; aber sie machten verlegen fehr und ranneten nach dem Kramladen an der Straßenecke.

„Es ist alles so wie einst,“ lachte er, „bloß eine neue Schule, und da drüben ist noch die „alte“ Schmiede; und doch ist's zehn Jahre her, zehn lange Jahre.“

Vor der Tür eines niedrigen Häuschens sah ein alter Mann und stierte an einem Stiefel. Voll Interesse sah er dem Fremden entgegen und sagte: „Guten Tag! Was für schönes Wetter Sie mitgebracht haben.“

Der Seemann lachte innerlich und dachte: Das ist ja der alte Wonacott; und ganz unbedarbt, nur ich bin ein anderer geworden. Da er mich nicht wiedererkennt, kann ich mich ruhig mit ihm unterhalten. — Er lehnte sich an den Türposten, während der Alt' fortfuhr:

„Sie kommen wohl vom Ausland?“

„Ja, viel tausend Meilen liegen hinter mir,“ erwiderte der Fremde.

„Also ein Seefahrer, wie ich's mir dachte; Wonacott nickte.

„Jedenfalls ein hart arbeitender Mann,“ antwortete der andere, „seit zehn Jahren bin ich nicht in England gewesen.“

„Bald ein Menschenleben,“ murmelte der Seemann.

„Trotzdem möchte ich wetten, daß sich in der Zeit, in diesem Dorf wenigstens, nicht geändert hat. Hier passiert wohl kaum mal was?“ meinte der Seefahrer.

„Sie haben schon recht!“ — dabei fragte der Alte sich den Kopf — „bloß der Tod, der kommt überall.“

Der Fremde stopfte sich die Pfeife und zündete sie nachdenklich an. Neugierig sah der Seemann ihm zu.

„Der Ring schneidet ordentlich ins Fleisch,“ bemerkte er.

„Ich habe ihn zehn Jahre nicht vom Finger gezogen, und der ist gewachsen, aber mein Ring nicht,“ war die Erklärung.

„Sagen Sie mal, alter Freund,“ fuhr der Seemann fort, „kommt's nie vor, daß jemand, der in St. Basfall geboren ist, seiner Heimat den Rücken wendet?“

„Ach doch,“ erwiderte der Alte pikiert, „die beiden Staubury waren sehr fürs Umherreisen. Vor zehn Jahren ging der Georg fort, und keiner hat wieder von ihm gehört, und nun will der Robert nach London fahren und zum Rechtsanwalt gehen; verdrückt die Zee, so mitten in der Ernte.“

Der Seemann wandte sich ab. „Ja, die sind für Reisen, wie's scheint; und von dem Jüngsten hat keiner wieder was gehört?“ fragte er wieder.

„Im ersten Jahre kamen zwei Briefe, dann nicht mehr; wahrscheinlich ist er ertrunken,“ war die lakonische Antwort.

Bald nachher ging der Seemann auf den Kirchhof. In einem mit altem Eisen überwachsenen Hügelfeld stand er einige Minuten barhäutig.

„Robert Staubury und Mary Staubury seine Frau“ lautete die Inschrift. Dann wandte er sich furchtsam den neueren Gräbern zu.

„In zehn Jahren kann viel passieren,“ sagte er sich, als er so stehend überging. Plötzlich stand er still. Der alte Josef vor ihm, der erst voriges Jahr; also ist Mary jetzt ganz allein. Er war nachdenklich geworden und sah von dem Hügel auf den Ring an seiner Linken. Seine gutmütigen Augen leuchteten, als er in das Dorf zurückkehrte.

In Basfall wurde jeder als Ausländer betrachtet, der nicht in demselben Kirchspiel wohnte, und jedesmal, wenn ein bekanntes Gesicht dem Seemann ein höfliches „Guten Abend“ zurief, ohne in ihm den früheren Schulkameraden zu erkennen, lachte er vergnügt vor sich hin. Im Wirtshaus verschlang er einen Teiler kalten Braten, und als er sich auf der Holzbank austreten wollte, um sich nach der Tageshitze und der innerlichen Aufregung zu erholen, hörte er Stimmen unter dem offenen Fenster, die ihn aufhorchen ließen. Das war ja Wonacott's hohe Pfeifstimme, die da sagte: „Um 11 Uhr fährt er nach London wegen 'nem Absoluten. Reimer weiß warum. Er ist eben so verrückt, wie Georg war.“

„Wir haben's schon lange vermutet,“ brummte Wonacott, „das genügt doch.“

Vor Gericht ist keiner tot, bis der Richter es bestimmt hat. Es ist wegen dem Geld, das der Onkel in Kanada hinterlassen hat, viertausend Pfund. Georg soll es haben, und nach seinem Tode der Robert,“ erklärte der Lehrer.

„Also jodel Geld hat der Onkel hinterlassen?“ murmelte der Seemann. „Es ist kaum zu glauben.“

„Und Robert?“ — mit plötzlichem Entschluß sprang er auf und schlug mit der Faust auf den Tisch. „Ja, er soll's haben, die Vergangenheit soll begraben sein, und ich werde ihm sagen, daß der Zaun nichts die Erbschaft nicht antreten wird, weil's noch nicht die Hälfte ist von dem, was er in Kalifornien sich durch Arbeit erworben hat.“

So sprach der Mann mit dem Rindergemüt und machte sich auf nach dem kleinen Nachgut seines Bruders.

Ungefähr hundert Meter vom Haus entfernt kam ein großer, hägerer Mann in Sonntagkleidung auf ihn zu. Sein fleischartiger Gang verriet, daß er an Feldarbeit gewöhnt war. Ganz in Gedanken versunken, schien er an Georg vorbeigehen zu wollen, als dieser ihn anrief: „Bob, lenkst Du mich denn nicht mehr?“

Einen Augenblick schien der Bauer wie zu Stein erstarrt. Er war erschrocken. Dann fragte er mit heiserer Stimme: „Wer bist Du? Du bist doch tot, Du kannst nicht wiederkommen, Du —“

„Aber ich bin wieder da,“ rief der Seemann fröhlich, „nach zehn langen Jahren. Ist das Dein Willkommengruß, wollen wir unsern alten Streit nicht vergessen und die Vergangenheit begraben sein lassen?“

„Bob!“ Er streckte die Hand aus, während der Bauer sich den Schweiß von der Stirn wusch. Er mußte sich auf seinen Knotenstoß stützen, und sein Atem ging schwer.

„Du bist es also wirklich, Georg,“ sagte er voll Anstrengung, „und wir dachten alle, Du bist tot; es war, als ob Dein Geist mich anredete; darum bin ich so erschrocken, Du mußt keine Notiz von meinen Worten nehmen. Es freut mich, daß wir uns hier getroffen haben.“ Er sprach den letzten Satz langsam und mit Bedeutung.

Freudig bewegt, ergriff der Seemann die ausgestreckte Rechte. „Es ist mein erster Händedruck, Bob, im Dorf hat mich keiner erkannt, und ich wollte vor allem erst mit Dir sprechen. Der alte Wonacott erzählte mir von meinem Tode — er lächelte herzlich — und da kam ich zu Dir.“

„Es hat Dich wirklich keiner erkannt?“ fragte der Bruder.

„Nicht ein einziger.“

„Das freut mich,“ sagte der ältere Mann, „daß ich Dich zuerst gesehen habe. Du kommst doch mit mir ins Haus?“

„Du wolltest ja anscheinend fortgehen,“ bemerkte Georg, „aber wenn es Dir recht ist, komme ich gern mit herein.“

„Ach, die Angelegenheit hat jetzt Zeit,“ erwiderte Robert mit grimmigen Lächeln, und der Seemann lächelte, auch in Erwartung der Ueberzeugung, die er dem Bruder bereiten wollte. „Robert hängt so am Gelde“, dachte er.

Als sie ins Haus traten, hörte man einen Hund im Hofe laut bellend. „Das hört sich nicht wie ein Schäferhund an,“ sagte Georg zu seinem Bruder.

„Nein, es ist der Kettenhund,“ antwortete dieser, „ein großer bissiger Hofhund; denn ich liebe hier ganz allein mit der Wirtschafterin, und die ist halb taub. Ich habe etwas gespart und habe Angst.“

Er führte Georg bei diesen Worten ins Wohnzimmer und zündete die Lampe an.

„Die Küche hätte mir genügt und ist auch gemüthlicher,“ sagte der Seemann; denn der Geruch der unbewohnten Stube erinnerte ihn an Begräbnisse und unangenehme Auseinandersetzungen.

„Die Frau ist in der Küche und heute bist Du mein Gast,“ erklärte Robert, während er den Vorwein in zwei Gläser goss.

„Bob, ich habe eine Frage auf dem Herzen,“ sagte der Heimgekehrte, und machte es sich bequem. „Ist Mary verheiratet?“

Mit einem kurzen „Nein“ beruhigte ihn der hägerere Mann, der hinter seinem Stuhle stand, so daß er die vor Jora zusammengepreßten Lippen nicht sehen konnte.

„Gott sei Dank,“ flüsterte Georg, „es ist gerade zehn Jahre her, daß wir uns verlost haben.“

„Ist jetzt alles vergeben und vergessen; ich bin bloß gekommen, um mir Mary zu holen. Der Alte ist tot — jetzt ist sie mein.“

Robert antwortete nicht, die Jungfrau klebte ihm am Gaumen. Draußen schlug der Hund laut an; der Bauer sah nach der Tür und hörte die

„Mary hat geschworen, sie würde mich nie heiraten, so lange ihr Vater am Leben sei,“ sagte der Seemann vor sich hin. „Und ich war auch zu hitzig und entgegnete, daß ich sie nie wieder um ihr Jawort bitten würde. All mein Jora ist veriraucht in den zehn Jahren. Es war ein tödlicher Schwur, und Jahre lang habe ich ihr nicht vergeben; aber dann wurde ich krank und dachte wieder an sie. Ich wußte es, sie konnte keinem andern gut sein; jedesmal wenn ich auf ihren Ring sah, fiel's mir ein, und so wie es mir möglich war, kam ich heim.“

„Du Tor, o Du Narr,“ zischte der Bauer ihn an, „Mary hat Dich längst vergessen!“

„Du flüßt,“ rief der Bruder aufspringend, „es ist eine infame Lüge, Du!“ — wieder bezwang er sich und fiel auf den Stuhl zurück.

„Ich komme eben vom Kirchhof, wir wollen uns nicht janzeln, Bob, wir sind ja Brüder,“ sagte er tief Atem holend.

„Ich lüge nicht,“ trozte Robert, „Mary hat sich mir verprochen.“

„Dir? Das wollen wir erst sehen,“ höhnte Georg, „sie glaubt, ich bin tot, warte bis ich zu ihr gehe und sie alles erzählt.“

„Ich habe ihr Wort“, beharrte der Bauer.

„Wenn auch, Du wirst sie freigeben, Du mußt es tun, sonst — bei Gott!“ — und er fuhr mit der Hand in die Tasche.

Die Brüder standen einander gegenüber, beide von Haß erfüllt.

„Sie ist mein und ich gebe sie nicht frei —“

Die Worte waren kaum über Robert's Lippen gekommen, als er voll Angst vor dem Dolch des Bruders zurückwich.

Es war nur ein Augenblick; dann kam Georg wieder zur Besinnung und warf die Waffe fort. Er bedeckte das Gesicht mit beiden Händen und schloß die Augen. „Der Herr, und er ist mein Bruder!“

Der Bauer hob den Dolch auf. Draußen hörte er die Wirtschafterin zuschließen und über den Hof schlürfen, um den Hund zur Nacht loszulassen.

„Du hättest mich erdolcht,“ sagte er bitter, „Du bist immer noch so leidenschaftlich wie früher, Du Zunichtguter, um den sich unsere Mütter zu Tode gränzte.“

„Das ist nicht wahr, Du Verleumbder!“ verteidigte sich, von neuem aufgebracht, der Seemann.

„Gast Du sonst noch eine Waffe?“ fragte Robert, „dann gib sie lieber gleich her, sonst bringst Du mich doch noch um.“

„Nein“, antwortete Georg einfach, und stand auf. „Aber wegen Mary sprechen wir uns morgen wieder; sie ist mein.“

„Ja, morgen, wenn Du willst,“ nickte der Bauer, aber an der Tür wiederholte er verstockt: „Vor zehn Jahren hat sie die Verlobung aufgehoben.“

Er hörte die Wirtschafterin auf ihre Stube gehen und lächelte befriedigt.

Im Herzen ist sie mir stets treu geblieben, denke bloß, zehn Jahre hat sie auf mich gewartet, Bob,“ sagte Georg voll Stolz. „Was willst Du überhaupt mit 'ner Frau, Du fischlütiger. ... Gott verzicht mir, komm Bob, laß uns Frieden machen.“

Kalt lächelnd trat der hägerere Mann einen Schritt zurück. „Ich will mit Dir nichts zu schaffen haben, mach, daß Du raustommst, Du ver —“

„Gott ist mein Zeuge,“ unterbrach ihn der Seemann, „ich habe den besten Willen gehabt, es ist Deine Schuld allein.“

„Und ich bin froh, daß ich Dich los bin“, grinste der Bauer, als er eilicht die Tür hinter ihm schloß.

Verkaufte Rollen.

Die kleine Eva wollte nicht zu Bett gehen, als die Zeit gekommen war, wie kleine Kinder das wohl tun. Schließlich erbot sich Papa, so lange auf ihrem Bett zu liegen, bis sie eingeschlafen wäre, und trug sie zu Mama's Freude fort. Die Minuten vergingen — zehn, fünfzehn, zwanzig, und am Ende einer halben Stunde begann Mama sich erkundig zu fragen, was wohl mit Papa geschehen wäre. Sie legte ihre Köpfelein fort, aber nach wenigen Augenblicken wurde die Stille durch das Getrippel kleiner Füße unterbrochen. Rüber und näher kamen die Schritte, und einen Augenblick später fand Maria-Eva auf der Schwelle, mit ausgebreiteten Ärmeln, ein kleines Mädchen. „Gib! Gib! Mama!“ sprach es. „Ja, das Papa enthält in den Schlaf getriegt.“